

Zeitgeschehen

Ute Hallaschka

Sprachlos

Wenn das Wort nicht mehr unter uns wohnt

Jetzt sind wir angekommen. In der stummen Stille. In diesem zwischenmenschlichen Raum – denn ein anderer ist es ja nicht. *Stumme* Stille gibt es nur zwischen Menschen. Es war einmal anders, als der Kosmos noch sprach. Es wird auch definitiv wieder anders werden. Aktuell erfahren wir das kosmische Mitspracherecht.

Lange hat die Erde geschwiegen. Jetzt äußert sie sich. Noch ist es Bild, sind es Zeichen, doch allmählich werden wir das, was wir wahrnehmen, als Kommunikation eines Wesens verstehen. Mit diesem Wesen auf Augenhöhe zu kommen, dazu brauchen wir ein entsprechendes Sprachvermögen, und zwar dringend, denn durch die Sprache bilden sich Begriffe – im Dialog mit der Erde.

Das wäre der makrokosmische Ausblick. Der Mikroblick fällt ins Innerste der Eigenheit von uns Menschen. Wer ich bin, von dieser Selbstwahrnehmung und Selbstverständigung im eigenen Bewusstsein hängt ab, was ich finde als Welt. Die stumme Stille ist der Resonanzraum, in dem das beredte Schweigen lebt. Auch dieses war einmal mehr Außenwelt, fühlbar sich erstreckend zwischen uns. Jetzt ist es ganz persönlich geworden. Jeder trägt es in sich als Innenraum, oft begegnet man sich selbst sprachlos darin. Damit hängt zusammen, dass sich blitzschnell im Äußeren herausstellt, zwischen Personen: Können wir miteinander sprechen oder nicht? Das ist im Grunde klar, sobald das erste Wort fällt.

Hier verläuft ein Grabenbruch. Wir sind im Begriff, einander als Sprachwesen zu identifizieren, aber wir tun es noch auf der Zeichenebene, im Bild, statt im Gehör. Wir beginnen, einander zu lesen wie offene Bücher. Bekanntlich geht Lesen hinaus über den reinen Bildentwurf. Im Lesen sprechen die Bilder, und dann treten wir in sie hinein – in den eigenen Weltentwurf. Doch in der stummen Stille, in der wir die Rede entwerfen, stehen wir vor jedem sich bildenden Wort wie vor einem Abgrund. Da gibt es keinen Raum und keinen Weg und keine Brücke jenseits der reinen Fühlung des Tastens im Dunkelfeld – eigentlich auch keine Zeit mehr, in der ich eine Person einfach so durch Sprache erreichen könnte.

Im Innern dagegen scheint das Wort, das der andere gleich sagen wird, schon auf, ehe es aus seinem Mund kommt. Wir stehen ja nicht wie Pantomimen voreinander. Das Wort bahnt sich an wie ein Lichtstrahl, alles an der Person spricht zu uns. Auch wenn wir so stumm zunächst vor ihr stehen, sehen wir doch lesend weit in sie hinein. Wie in eine Landschaft. Da, am Teich des Innern, ein Sprachquell, wo das Wort aus der Tiefe steigt, man sieht es kommen, blub-blub, bla-bla – und dann ist es da. Ausgesprochen, ein für allemal gesagt, und die Welt ist eine andere als zuvor.

Die beiden Extremfälle, mit allen denkbaren Zwischenstufen natürlich: Entweder der Graben zwischen uns reißt auf ins Unermessliche

– Spaltung. Oder er schließt sich gänzlich und verschmilzt, sodass kein Gegenüber mehr da ist – Einheit. Beides löscht für Ich und Du die Möglichkeit, ins Wir zu finden. Was sich sprachlich so im Handumdrehen ereignet, ist Krieg und Frieden. Aber Leben noch lange nicht. Das gibt es nicht länger als Sprachnatur. Was sich als Sprachprozess zwischen uns abspielt, wird künftig kultureller Art sein. Alles andere, was sich nicht wendet von Person an Person, das können wir getrost als animalisches Vermächtnis hinter uns lassen. Diese Natur unseres Sprechens ist vielleicht der zukünftige Weltengrund, aus dem die Tiere ihr Sprachvermögen schöpfen werden. Je nachdem, wie wir unser Sprechen weiter gestalten.

Der Sprache über den Weg trauen

Wer sind wir sprechend? Es sei daran erinnert: Wer ich bin und womit ich mich als Person identifiziere, ist entscheidend für das Sein des anderen. Im Grunde gibt es uns Menschen ja in gar keiner anderen Form als in gegenseitiger Wahrnehmung. Und Sprachwahrnehmung ist die unmittelbarste Umgangsweise. Auch mir selbst gegenüber. Wir lernen nicht nur in der Kindheit Denken durch Sprechen, wir tun es lebenslang. Wird gegenseitige Wahrnehmung als Sprachgeschehen aufgefasst, dann stehen wir in der stummen Stille in jedem Augenblick wie vor Geburt und Tod. Wie sag ich's der Person des anderen, wer ich bin oder was ich sagen *will* – denn das scheint identisch. Damit sind wir permanent in einer doppelten Lage, als Übersetzer der Eigenheit zum anderen hin, und zugleich offenbar schöpferisch am Werk, als Hebamme oder als Totengräber.

Wenn ich mich als Person nicht sprechend im anderen – ja, was? – erzeuge, ermögliche, verwirkliche, bilde, gebäre, dann wird Tod sein im selben Augenblick, in dem ich den Mund öffne. Ich kann das korrigieren, selbstverständlich, aber es ändert nichts an der Ausgangssituation. Sprechen ist Beziehung. Jedes Wort schafft augenblicks Leben oder Tod. Auch das erfahren wir aktuell makrokosmisch. Mit dem intimen Prozess der zwischenmenschlichen

Kommunikation hängt die planetarische Entwicklung zusammen. Was die Erde zu sagen hat, wird entschieden im Gespräch zwischen Menschen. Wo sonst? Es kann nur gesellschaftliche Kraft in der Wahrnehmung zwischenmenschlichen Sprechens werden.

Sprache ist vielseitig und vielschichtig, da sie menschlich ist. Sie hat einen Körper, sie ist seelenhaft, sonst könnte ich meine Seele unmöglich durch sie zum Ausdruck bringen. Sie hat Geist, der mir ermöglicht, meine Gedanken in Worte zu kleiden oder aus ihnen zu schöpfen. Wenn wir uns auf der Bildebene bewegen, haben wir es mit Körperlichkeit, körperlich erscheinender Gestalt zu tun. Sprachkörper und Menschenkörper, eins im anderen.

Hier kann ein Seitenblick auf die *Gender*- und vielleicht die gesamte Problematik der Identitätsgewinnung durch Sprache fallen. Unser fleischgewordenes Wort, nennen wir es ruhig einmal so, gerade in Bezug auf Geschlechtlichkeit, ist beladen mit Altlasten von Klischees. Doch die Sprache selbst kann davon nicht ohne Zugriff im Innern des Redenden befreit werden, ohne individuellen Neuentwurf auf begrifflicher Ebene. Wir können nicht dem Wort vorschreiben, wie es sich zu verhalten, zu gebärden und zu gestalten, was es zu sein hat, und erwarten, dass sich damit wie von selbst eine sittliche Sphäre bildet. Solange wir den Begriff der Geschlechtlichkeit nicht der primitiven, plumpen Anschauung der Klischees reiner Körperlichkeit entkleiden – so lange wird sich nichts ändern, trotz *Gendern*.

Wie kann ich also mir und dem Anderen geburtshelferisch zugleich im sprachlichen Bildewesen begegnen – da, wo es Wort werden will? Meiner eigenen Identität so gewahr werdend, dass ich sicher bin: Das bin ich. Die Person, die da spricht, die ich sprechend höre und in der ich sprechend lebe. Ich bin das auf dem Weg zu einer anderen Person, die das ebenso ist.

In der stummen Stille ist eine kompromisslose Anerkenntnis vonnöten: Ich bin identisch mit meinem Wort, sonst bin ich nicht im Sprechakt, und der andere ist es auch. Daraus folgt zweierlei: Jeglicher Sprechakt kann nur situativ behandelt, betrachtet und beurteilt

werden, im konkreten Beziehungsgeschehen. Und keine Macht, keine Technik, keine Methode entbindet mich von oder befreit mich zu ihr, der moralischen Phantasie des Sprechens: das Wort, das ich sagen will, zu denken.

Dies bedeutet, mich radikal und wesentlich dorthin zu bewegen, wo ich mich so in Form gebracht empfinde, dass ich in die Identität des anderen eintauchen kann, ohne mit ihm zu verschmelzen. Wenn ich also reden *will* mit einem AfD-Anhänger, dann *muss* ich reden aus dem heraus, was das Selbstverständnis dieser Person ausmacht, sonst kann ich es lassen. Ich muss es ja nicht tun. Wenn ich es aber tun will, dann muss ich mich an die Stelle des anderen begeben. Ich habe keine Chance, wenn ich den Vorgang nur simuliere, das merkt der andere sofort. Wer der Sprache Rettung zutraut, muss ihr auch über den Weg trauen. Im Sprechakt ganz beim anderen zu sein und im Sprechen ganz bei sich. Das fällt nicht leicht, aber es ist möglich im Zweistromland der Seele.

Das Problem behalten

Nun bin ich am Ende eines Gedankenganges, dessen Beginn eine offene Wundstelle ist. Ich habe vor einiger Zeit die Arbeitervorträge Rudolf Steiners gelesen.¹ Die Arbeiter am Goetheanumbau baten ihn darum, und er ließ sich von ihnen konkrete Fragen vorlegen, die er beantwortete. Hier erscheinen die Grundgedanken der Anthroposophie in einem situativen Ton, der von den damaligen Hörern als wohltuend empfunden wurde – als spräche einer der ihnen zu ihnen, auf Augenhöhe.

Aus heutiger Sicht finden sich in diesen Texten ungeheuer anstößige Formulierungen. Ein Mensch, der nichts mit Anthroposophie zu tun hat und diese Passagen liest, kann nur entsetzt sein. Ich sehe absolut die Notwendigkeit, sich offiziell und institutionell von diesen Wortlauten zu distanzieren. Doch damit habe ich persönlich das Problem weder mir vom Hals noch aus der Welt geschafft. Verantwortung für diese Äußerungen zu übernehmen, scheint unmöglich, aber ich muss es dennoch tun. Nicht nur, weil ich Rudolf Steiners Gedankenkunst-

werk mein Leben verdanke. Nicht nur, weil ich weiß: Er war so wenig ein Rassist, wie ich es bin. Es ist mir nicht möglich, mein Herz in zwei Hälften zu reißen, mir zu sagen: Ach, das sind zwei verschiedene Welten: die absolut wörtlich zu nehmende, wahrhaftige Geisterkenntnis als Sprachpfad einerseits, und dann diese zeitbezogenen, grauenhaften Formulierungen, die irgendwie unbewusst danebenstehen.

Ich werde das Problem behalten und weiter behandeln müssen, da es meines ist. Ich gehe von etwas anderem aus, ohne bereits zu einem formulierbaren Ziel gelangen zu können. Aber ich gehe weiterhin davon aus ... Der Weg des Verständnisses von Sprache ist individuell zu gehen. Nichts kann alimentieren, was wir nur in der Wahrnehmung des Sprechens gegenseitig leisten können – auch in versöhnlicher Art. Ohne Humor sowieso undenkbar. Darum soll er das vorläufig letzte Wort haben.

Ich wohne in der Villa Kunterbunt – zumindest für die Kinder in meiner Umgebung. Es steht zwar kein Pferd auf der Veranda, aber den Affen gebe ich zur Not selbst. Jedenfalls wissen die Kinder aus diversen Helikopterhaushalten, dass es hier unorthodox zugeht. Auch Süßigkeiten – ja, ja, in Maßen – gehören dazu. Hin und wieder klingelt es also heimlich mit dringender Bedürfnislage an der Tür ...

Neulich hatte ich ausnahmsweise etwas Besonderes im Bioladen eingekauft. »Hallo Kinder«, rief ich begeistert, »wollt ihr Negerküsse?« Alle blickten mich erwartungsvoll an – was das wohl wäre? Au weia, dachte ich und korrigierte mich schnell in meiner Verwirrung: »Ich meine natürlich Mohrenköpfe!« Es dauerte eine ganze Weile, bis mir endlich einfiel, wie die Dinger jetzt heißen. Gut, dass die Kinder von den Süßigkeiten nichts zu Hause erzählen. Ich werde jedenfalls keine Schokoküsse mehr kaufen – vorsichtshalber nur noch Gummibärchen.

Ute Hallaschka ist Eurhythmistin, Theaterpädagogin, Seminarleiterin und Autorin.

¹ Die Vorträge für die Arbeiter am Goetheanum wurden in GA 347 bis 354 veröffentlicht.